

Christian Haller
Einfallende Dämmerung

Christian Haller

Einfallende Dämmerung

Novelle

Luchterhand

Für

Regina Kammerer

Alles lag hinter mir, in der Vergangenheit.
Vor mir lag, wie ich sagte, die Stille.

Louise Glück

Paul Bálint betrat an seinem achtzigsten Geburtstag den Frühstücksraum des Hotels Ducret. Es war vor sieben Uhr, und erst wenige Gäste saßen an den Tischen. Bálint sah sich nach einer ruhigen Ecke um. Ob zu Hause oder unterwegs, er hatte die Eigenheit, den Tag mit zwei Tassen Kaffee zu beginnen, danach sich zurückzuziehen, zu lesen und zu schreiben, um nach ein, zwei Stunden zu frühstücken. In Hotels machte seine Gewohnheit oftmals Erläuterungen und Erklärungen nötig. An diesem Morgen jedoch wurde er von der Serviererin herzlich begrüßt. Sie wünschte ihm Glück und begleitete ihn zu einem Tisch, auf dem ein Kuchen mit vier brennenden Kerzen stand, und brachte umgehend eine Tasse Kaffee, schwarz mit zwei Tütchen Zucker. »Quatre-vingt! Von Herzen deine alte Freundin Madeleine.« Die Geste rührte ihn, hatte er doch mit nichts dergleichen gerechnet. Sie hatte die Überraschung organisiert, hatte aus ihrer Erinnerung angeordnet, dass ihm eine zweite Tasse Kaffee gebracht werde, mit der Bemerkung, er könne alles

so stehen lassen, der Tisch bleibe für das spätere Frühstück reserviert. Bálint kannte das Hotel von früheren Aufenthalten. Wenig hatte sich verändert, und er schätzte die etwas verlebte, an vergangene Zeiten erinnernde Atmosphäre. In der Lobby standen Clubsessel wie aus den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts, überzogen mit leicht rissig gewordenem Leder, es gab ein Lesezimmer mit Pult und Bücherschränken, und im Frühstücksraum brannte ein Lüster, warf ein gedämpftes Licht auf eine antike Szene: eine kniende Figur, die einen Stab an einen thronenden Herrscher übergab.

Bálint trank den Kaffee gerne heiß, und die ersten Schlucke begleiteten »Ahhh«-Laute, die er wegen der anderen Gäste zwar dämpfte, doch ein unerlässlicher Teil des Genusses waren. Mit dem langsamen Ausatmen entfernten sich die Schlafreste, und Schluck für Schluck erwachte die Neugier, was sich in der Zeit ereignet haben mochte, seit er das Tablet zur Seite gelegt und das Licht gelöscht hatte.

Nachdem er die erste Tasse ausgetrunken und noch eine Weile vor sich hin sinniert hatte, holte er die Zeitung, die er beim Eingang zum Frühstücksraum auf einem Tisch bemerkt hatte. Er überflog die ersten Seiten, etwas ungehalten über die immer gleichen Katastrophenmeldungen, pessimistischen

Vorhersagen und Politikerintrigen, hoffte auf den Kulturteil, blätterte und suchte und war überrascht, als er sich abgebildet fand. »Im Innern des Kerns, zum achtzigsten Geburtstag von Paul Bálint.« Das Foto war während eines Kongresses aufgenommen worden. Es zeigte ihn stehend am Tresen vor einer Wandtafel, breit auf die Arme gestützt, den Blick direkt in die Kamera gerichtet. Ein konzentrierter Blick aus leicht gekniffenen Lidern, doch einer, der nicht nach außen ins Auditorium gerichtet war, sondern ins Innere, zu den Themen seiner Forschung, der Zelle, ihres Kerns – und Paul Bálint nickte sich zu: Das war vor zehn Jahren gewesen, während seiner Abschlussvorlesung, nein, nicht hier in Paris, in Berkeley, wo er Jahre gelehrt hatte. Wie sehr ihn die Zeit verändert hatte, das Haar war noch nicht weiß und auch dichter, das Gesicht voller, ohne die jetzt ausgeprägten Falten und Tränensäcke. Der Text der Würdigung war eine Zusammenfassung der Laudatio anlässlich der Verleihung des Wissenschaftspreises, Sätze, die er alle schon kannte, wiederholt wurden, ihn in ein Netz gut gemeinter Wörter schnürten. Sie hatten nicht wirklich etwas mit ihm und seiner Arbeit zu tun, den Schwächen, den Enttäuschungen, dem hilflosen Versagen, das sein Leben neben den Erfolgen geprägt hatte. Es freute ihn trotzdem.

Während er die zweite Tasse trank, deren Genuss schwächer war im Vergleich zur ersten Tasse, näherte sich ein jüngerer Mann seinem Tisch. Er mochte um die vierzig sein, hatte krauses Haar und trug eine Hornbrille mit starken Gläsern, die seine Augen vergrößerten. Bálint schaute auf die Lippen, die etwas vorgewölbt und ebenmäßig geschwungen waren und sich jetzt bewegten.

– Verzeihen Sie die Frage, sind Sie nicht Paul Bálint?

Er habe bei ihm studiert, und Bálint sei bis heute sein Vorbild geblieben. Er arbeite am Scherrer-Institut, nein, nicht mehr in der Zellforschung, es ginge hauptsächlich um Radiologie, um die möglichst punktgenaue Zerstörung karzinogener Gewebe mittels Protonen. Doch bei Versuchen denke er oftmals an ihn, frage sich, wie Paul Bálint reagiert hätte, wenn ein Experiment nicht gelingen wollte.

– Ich bin niemandem mehr begegnet, der so ruhig bei experimentellen Misserfolgen geblieben ist, stets Mut gemacht hat, es erneut zu versuchen. »Beharrlich, aber flexibel« – ist mir zu einer Art Leitspruch geworden – »Sie brauchen nicht Erfolg, Sie brauchen den Mut weiterzugehen.«

Bálint erinnerte sich weder an den Studenten noch daran, dass er solche Sätze gesagt haben soll, und

wenn er sie jetzt von diesen sinnlichen, wohlgeformten Lippen ausgesprochen hörte, schmeichelten sie ihm, auch wenn er sie nicht für besonders originell hielt. Er hatte Erfolg gehabt, und da ließ sich leicht »vom Mut zum Weitergehen« reden. Hätten seine Forschungsprogramme zu keinen neuen Erkenntnissen geführt, die Mittel für weitere Untersuchungen wären sehr schnell gestrichen worden.

Der ehemalige Student, jetzt ein Mann Mitte vierzig, beglückwünschte ihn zum Geburtstag und zog sich dann zurück: Er möchte nicht länger stören.

Bálint saß verwundert und etwas irritiert an seinem Tisch. Was für ein Morgen, was für ein Auftakt zu seinem Geburtstag! Er überlegte, ob er vielleicht gegen seine Gewohnheit eine dritte Tasse Kaffee bestellen sollte, verzichtete jedoch. Auch waren die Kerzen auf dem Kuchen heruntergebrannt.

Madeleine hatte im 7. Arrondissement ein altes, nicht allzu großes Bistro gemietet. Es würde eine einfache Feier werden, und Madeleine wusste, Paul würde das Lokal mögen: die gusseisernen Säulen, die vergilbten Wände, den zinkbeschlagenen Bartresen. Es entspräche einem Stück Paris seiner Erinnerung. Als Bálint sich dem Lokal näherte, löste sich Madeleine aus einer Gruppe von Gästen, die bereits eingetroffen waren. Sie lief auf ihn zu. Ihr Kleid schwang um die Beine, das offene Haar flatterte, die Arme hielt sie ausgestreckt. Sie umarmten sich wortlos, und als Madeleine sich von ihm löste, sah er, dass sie feuchte Augen hatte: Ja, sie war mehr als eine gute Freundin. Sie hatten zusammen am Pasteur-Institut gearbeitet, später in London, dann in einem Kooperationsprojekt zweier Universitätslabors in den USA. Aus der gegenseitigen Wertschätzung war eine Freundschaft geworden, die für Bálint einmalig war und die auch nach den gemeinsamen Forschungsarbeiten andauerte. Er schätzte Madeleines fachliche Kompetenz und

achtete ihre Integrität. Es gab in allen theoretischen Fragen ein tiefes gegenseitiges Verständnis, aus dem eine geistige Beziehung gewachsen war, tiefer, als ein Verhältnis hätte sein können. Doch Bálint verspürte Madeleine gegenüber noch immer eine Spur schlechten Gewissens. Er war nicht so integer gewesen, wie er es von ihr kannte. Sie hatten oft über die Ungerechtigkeit gesprochen, dass bei den gemeinsamen Publikationen – und es waren durch die Jahre etliche geworden – Madeleine stets an zweiter Stelle als Verfasserin genannt wurde, selbst wenn es hauptsächlich ihre Forschungsergebnisse waren, die sie veröffentlichten. Die Anerkennung blieb somit weitgehend an seinem Namen hängen. Madeleine beteuerte zwar, dass ihr nichts daran liege, an erster Stelle genannt zu werden. Aber war das so? Zumal Anerkennung, wenn auch uneingestanden, Bálint durchaus wichtig wurde. Irgendwann hatte er begonnen, sich durch seine Forschung einen Namen machen zu wollen, und dafür hatte er einiges getan. Ihm war zwar nicht der Sjöberg Prize verliehen worden – die Vorstufe zum Nobelpreis –, doch Preise, die bedeutend genug waren, um den Neid der Kollegen zu erregen.

– Voilà, Paul, c'est mon cadeau!